

**... vor 100 Jahren ...**

# **Fasching Fasten Osterzeit**

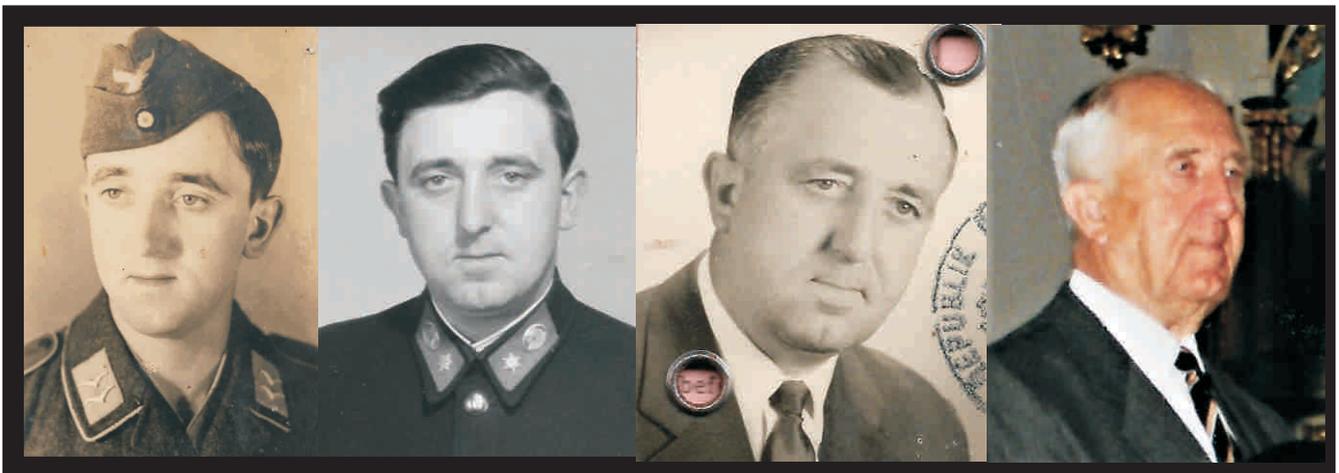
**Franz  
Ebenauer**

erzählt über das Leben am  
Land nach dem 1. Weltkrieg  
Band 7



Erinnerungen  
an das Leben in einem Bauerndorf  
in der Zwischenkriegszeit  
Gewidmet meinen Enkelkindern  
Anita und Günther

Geschrieben im Jahre 1992  
Franz Ebenauer



*(Anmerkung der Redaktion: Franz Ebenauer geboren in Schrattenberg (Jg. 1921) ist der Bruder von Frau Maria Graser (Poysdorf - Goethestraße 7 - Jg. 1928), war Polizist und lebte in Wien.*

Graser  
Maria



Englisch  
Egon

**Impressum:**

Herausgeber & Verleger, Redaktion, Layout, Druck u. für den Inhalt verantwortlich: **Maria Graser, 2170 Poysdorf - Goethestraße 7 und Egon Englisch, 2170 Poysdorf - Goethestraße 12 - Tel.: 0664-4823034**  
([egonenglisch@aon.at](mailto:egonenglisch@aon.at)) . Für die Richtigkeit der Angaben wird trotz sorgfältiger Recherche keine Haftung übernommen. Änderungen, insbesondere Programm- u. Preisänderungen, Irrtümer, Tippfehler und Fehlernteufel vorbehalten.

## Der Fasching

Den Fasching hat es auch damals gegeben, nur war es eben ein Fasching auf Sparflamme. In der Zwischenkriegszeit gab es im Fasching drei Bälle. Da war zuerst der bestbesuchte Feuerwehrball. Jeder im Dorf war ja überzeugt, auch er könne einmal in die Lage kommen, die Feuerwehr zu benötigen. Der „Feuerwehrball“ sollte mit einem Reingewinn enden, denn dieser wurde für Reparaturen oder für die Neuanschaffung von Geräten herangezogen.

Ein anderer Ball war der „Heimkehrerball“. Die meisten Männer im Dorf waren ja aus dem Krieg Heimgekehrte. - Und dann gab es noch den „Veteranenball“. Als Veteranen wurden jene Männer bezeichnet, die bereits in der Monarchie als Soldaten gedient hatten. Anfangs waren alle recht stolz darauf gewesen, den Rock des Kaisers tragen zu dürfen, denn nicht jeder war dazu geeignet, also 'tauglich'. Nach drei Jahren Dienstzeit aber war manchen der Stolz vergangen. Zwei oder drei Männer hatten sogar bei der Kavallerie gedient, bei der die Dienstzeit noch länger war. Von diesen sagte man



1947 - vor 75 Jahren in Poysdorf

sie seien mit einem „Sporn“ zurückgekommen. Dieser Sporn, ein leichter Tick, machte sich insofern bemerkbar, als sie in ihrer Ausdrucksweise einige sozusagen ‘bessere’ Worte benutzten und mancher sich auch etwas überheblich gab. Was zwar leicht belächelt wurde, im übrigen Umgang mit ihnen jedoch keine weitere Bedeutung hatte. - Der Veteranenball hörte am frühesten auf, denn es gab ja keinen Nachwuchs, die alten Männer starben langsam aus.

Der „Männerball“ war eigentlich kein Ball im Sinne des Wortes, denn er fand immer am Faschingmontag statt und war nicht für jedermann, nur für verheiratete Männer mit ihren Frauen, eventuell auch deren erwachsenen Töchtern.

Die Bälle fanden meist im gleichen Gasthaus statt, und zwar im Gemeindegasthaus, da im zweiten Gasthaus der Saal etwas zu klein war.

Vor jedem Ball wurde ein Ballkomitee gegründet, dessen Mitglieder in erster Linie dafür zu sorgen hatten, dass die Musik aufgenommen wurde. - Dabei ging es vor allem um die Entlohnung, 1.) in barer Münze, 2.) um das Essen zur Mitternachtspause und 3.) die Getränke für jeden einzelnen Musikanten. - Nur böse Zungen behaupteten, dass jeder Musikant einen Rekord im Trinken aufstellen könne.

Auch mit dem Wirt musste der Anteil für diese Leistungen ausgehandelt werden, wobei es sowohl mit ihm als auch mit dem Kapellmeister keinen schriftlichen Vertrag gab. Alles wurde auf Treu und Glauben ausgehandelt und mit Handschlag besiegelt.

Am Tag vor dem Ball wurde der Saal mit ein oder zwei Girlanden geschmückt und der Boden hergerichtet, das heißt, zuerst wurden die Fußbodenbohlen mit Wasser, Seife und Bürste sorgfältig gereinigt. War der Boden trocken, wurden Stearinkerzen geschabt, mit Federweiß vermengt und der Boden damit bestreut. Dadurch war er so glatt, dass man leicht rutschte und daher auch gut tanzen konnte. Von der Decke hingen zwei Petroleumlampen.

Später, als man schon ‘moderner’ geworden war, wurden Auer-Glühstrumpflampen verwendet, die zwar herrliches Licht gaben, aber den Nachteil hatten, viel Sauerstoff zu verbrauchen; und der war ja nicht immer genügend vorhanden. Nach zwei oder drei Stunden Tanzvergnügen in einem vollen Saal wurde er immer weniger und das Licht daher immer trüber. Also war man gezwungen, eine Pause einzulegen und alle Fenster zu öffnen. Erst, wenn die verbrauchte Luft ausgetauscht war, konnte alles wie gehabt weitergehen.

Das Komitee hatte auch dafür zu sorgen, dass jeder Besucher seinen Eintritt bezahlte. Das waren für männliche Besucher zwei Schilling und für Besucherinnen fünfzig Groschen, also für ein Paar S 2,50. Das bedeutete einen Taglohn für einen landwirtschaftlichen Arbeiter, oder anders gerechnet, man musste für den Eintritt fünf Liter Wein verkaufen. Im Gasthaus jedoch kostete das

Viertel Wein 25 oder 30 Groschen, ein Seidel Bier 35 Groschen und ein Krügel Bier damals 52 Groschen.

Als die Zeiten schlechter wurden und immer schlechter, wurden die Ballbesucher immer weniger. Der Veteranenball hörte schließlich ganz auf, denn einen Ball mit Defizit konnte sich kein Verein leisten.

Die richtigen Faschingsfeiern, die in beiden Gasthäusern stattfanden, gab es am Faschingssonntag und Faschingdienstag. Im Gemeindegasthaus fand sich die ältere Jugend ein und beim „Wegenstein“ unterhielt sich die Jugend ab 14 Jahre; hier waren die Ballkomitees jahrgangweise zusammengesetzt. Diese Tanzunterhaltungen begannen um ca. 15.00 Uhr und endeten gegen vier oder fünf Uhr früh.

Begonnen wurden die Unterhaltungen mit den sogenannten „Gassenstücken“. Es nahmen die Musikanten vor dem Gasthaus Aufstellung, das Komitee um sie herum und dahinter die Schaulustigen. Dann wurden drei Musikstücke gespielt und die Qualität der Darbietungen vom Publikum kommentiert. Anschließend zog man in den Gasthaussaal ein. Dabei kam es oft schon zu kleinen Schwierigkeiten, denn meist wollten viel mehr Zuschauer in den Saal, als darin Platz hatten, und dies auch noch ohne zu zahlen... Besonders beim Wegenstein war das manchmal der Fall, denn der Saal war relativ klein, und die Zuschauer - meist Mütter und Freunde der Tanzjugend - wollten die Kinder, die oft zum ersten Mal tanzen gehen durften, doch sehen und auch tratschen. Das Komitee hatte mit diesen Zuschauern keine Freude und der Wirt auch nicht, denn sie wollten keinen Eintritt zahlen und auch nichts konsumieren - sie verstellten nur den Platz!

Da die Tanzfläche sehr klein war, gab es immer ein Gedränge, und um diesem wenigstens einmal auszuweichen, gab es das sogenannte „Tourentanzen“, auch „Solo“ genannt. Einige Personen taten sich zusammen und bestellten beim Komitee ein „Solo“; nur diese Gruppe, manchmal auch ein einzelnes Paar, durfte dann tanzen. Natürlich musste dafür bezahlt werden, und der Preis war meist ein ‚gemischter‘. Das Geld, das dafür bezahlt wurde, erhielt das Komitee und außerdem gab es für die Musiker zusätzlich Wein oder Bier.

Zuerst wurde ein Tusch geblasen und dann das „Solo“ verlautbart, nur ging das nicht immer gut aus. Das Komitee war ja an „Solotouren“ interessiert, denn es brachte Geld in die Kasse. Die anderen Tänzer aber wollten alle tanzen, denn sie hatten ja Eintritt bezahlt, und daher gab es immer welche, die in ein Solo „dreintanzten“. Das Komitee musste das natürlich verhindern und so begannen viele Raufereien, in die am Ende oft alle Tänzer verwickelt waren. Eine offene Rechnung mit einem anderen hatte bald einer, und hier bot sich die beste Gelegenheit, an den Gegner heranzukommen.

Es flogen die Gläser, es flogen die Watschen, es flogen die Zähne und auch die Haare, und ab und zu mischte sogar eine Frau mit, wenn auch nur in der Absicht, den Streit zu schlichten. Natürlich

konnte man nicht ewig raufen, und wenn die Helden müde waren, wurde weitergetanzt. Die Gendarmerie brauchte man dabei nicht, und auch nachträgliche Anzeigen gab es nicht.

Ein großer Stänkerer war der Lois. Sein Spitzname war „Schiri“, und das hatte eine ziemlich abwertende Bedeutung. Er stänkerte immer und überall und hatte daher auch kaum Freunde, weswegen er immer wieder der Verlierer war, denn seine Gegner schlossen sich zusammen - und wenn es nur gegen den „Schiri“ war.

Als ihn der Wirt eines Tages wieder an die Luft setzen wollte, geriet er mit dem Daumen zu nahe an Schiris Mund, und der biss blitzschnell zu und wollte den Daumen auch nicht mehr auslassen. Der Wirt, der nicht gerade zimperlich oder zart besaitet war, ergriff den Bierschlögel und schlug damit den Lois auf den Schädel, worauf dieser endlich den Daumen losließ und für eine Weile ‘schlafen’ ging. An die Luft gesetzt wurde er trotzdem.

Zu einer Rauferei mit tödlichem Ausgang kam es nur einmal, und das hatte auch ein gerichtliches Nachspiel. Diese Rauferei mit dem „Moisl“ hatte sich noch in der Monarchie zugetragen. Es gab da allerhand Ungereimtheiten, und es wurde nicht gern darüber gesprochen.

Bei den Bällen und anderen Tanzunterhaltungen mussten die jungen Frauen und Mädchen ‘auf schön’ hergerichtet werden. Es wurden Stoppellocken gedreht und es wurde auch „gekolmt“. Das ging so: Die sogenannte „Kolmschere“ (eigentlich Kolbenschere) war ein scherenartiges Ding mit einem wellenförmigen Blech vorne, in das gabelförmig zwei Eisenstäbe passten. Dieses Gerät steckte man in den Zylinder einer brennenden Petroleumlampe. War die Schere heiß, prüfte man an einem Stück Papier, ob sie nicht zu heiß sei, legte dann eine Haarsträhne zwischen den Kolben und den gewellten Scherenteil und schloss die Schere. Nach kurzer Zeit nahmen die Haare die wellige Form an - und das war ja der Zweck der ganzen Prozedur. War die Haarkünstlerin geübt, so sah das Ergebnis ganz hübsch aus. War sie weniger geübt, flossen Tränen. Diese Haarkünstlerinnen waren ja keine Friseurinnen, meist waren es die Mütter, Schwestern oder Freundinnen der jungen Frauen oder Mädchen.

Später kamen die sogenannten „Ondulierscheren“ auf, die aber noch lange auf die gleiche Art Verwendung fanden. Da es nicht in jedem Haushalt ein solches Verschönerungsgerät gab, wurden die Scheren im ganzen Grätzl herumgeborgt. Kam man allerdings bei solch einer Verschönerung der Kopfhaut zu nahe, gab es oft etliche Verbrennungen oder sogar Brandblasen. Die männlichen Kommentare hiezu waren nicht gerade gefühlsbetont, sie lauteten: „Hoffart muss eben leiden“. Aber um schön zu sein und zu gefallen, nahmen die Frauen und Mädchen das und noch mehr auf sich.

Am Faschingdienstag musste bereits um Mitternacht Schluss gemacht werden, denn mit Beginn des Aschermittwochs fing die Fastenzeit an, und da durfte nicht mehr getanzt werden. - Am Aschermittwoch gab es früher den Heringschmaus. Der Wirt spendierte jedem Gast einen Hering und

eine Semmel oder ein Stück Brot, nur die Getränke musste man bezahlen. Als die Zeiten schlechter wurden, hörte dieser Brauch allerdings auf, denn das wenige Geld, das die Burschen besaßen, hatten sie doch während der Faschingstage ausgegeben. Für den Aschermittwoch war nichts mehr übrig geblieben.

### **Fasten- und Osterzeit**

War der Fasching vorbei, begann die Fastenzeit, doch davon merkte man nicht allzu viel. Fleisch gab es sowieso kaum mehr und daher hatte man mit dem „Abbruchfasten“ auch keine Schwierigkeiten. Der Sinn des Abbruchfastens war ja das Enthalten von Fleischspeisen. Eine andere Art des Fastens, also die Enthaltung von Speise und Trank konnte bei schwer arbeitenden Bauern nicht durchgeführt werden, da die Mahlzeiten ohnehin nicht sehr üppig waren. Erst in der Karwoche wurde wieder ans Fasten gedacht.

Am Gründonnerstag ‘flogen’ während der Frühmesse die Glocken nach Rom, und ihre Arbeit, das Läuten, musste von den „Ratscherbuam“ übernommen werden. Es gab zwei Arten von Ratschen, die Schubkarrenratschen und die Hand- oder Flügelratschen. Die Schubkarrenratschen hatten zwei Räder, die mit einer gerillten Welle verbunden waren. An den Rädern waren wie bei gewöhnlichen Schubkarren zwei Arme angebracht, die mit Querstreben verbunden waren. An diesen hatte man zwei dünne Holzbretter in Zungenform befestigt, die federnd gelagert waren. Diese Holzblätter reichten bis zur gerillten Welle und sprangen beim Drehen der Welle immer von einer Rille zur anderen und verursachten dabei einen gewissen Lärm, was ja der Zweck des Gerätes war.

Die Handratschen besaßen ebenfalls eine gerillte Welle mit einem Handgriff; an den Seitenteilen der Welle hatte man wie bei den Schubkarrenratschen die Holzblätter angebracht, die auch Zungen genannt wurden. Mit der Hand wurde die Ratsche in kreisende Bewegung versetzt und so der Lärm verursacht.

Zwei verschiedene Arten von Ratschen waren erforderlich, weil es in der Karwoche oft zu regnen pflegte, wodurch die Wege grundlos wurden und man mit der Schubkarrenratsche nicht fahren konnte. Dann wurden die Handratschen eingesetzt.

Diese Ratschen wurden von einer Generation an die andere vererbt, da ja die Abnutzung nur gering war. Jedes Jahr in der Karwoche wurden die Ratschen vom Dachboden geholt, wo sie aufbewahrt worden waren. Sie wurden gewaschen und wieder auf Glanz gebracht, auch einige Heiligenbildchen aufgeklebt, falls die noch vorhandenen nicht mehr in Ordnung waren. Man schmückte die Ratschen auch mit einigen Sträußchen Buchsbaum.

Das Ratschen war Sache der Ministranten, doch meist wurden noch einige andere Buben dazu aufgenommen, weil es oft nicht genug Ministranten gab, die diese Arbeit bewältigen konnten. Das

erste Ratschen begann am Gründonnerstag um zwölf Uhr Mittag, also statt des „Zwölferläutens“. Das Dorf war in mehrere Grätzel eingeteilt, und immer zwei Buben hatten ein Grätzel zu betreuen. Von der Kirche weg ging oder fuhr man ein Stück des vorgesehenen Weges, mit der Ratsche gehörig lärmend. Dann blieben die Buben stehen und riefen in leicht singendem Ton: „Wir ratschen, wir ratschen zum englischen Gruß, den jeder Christgläubige beten muss. Fallt nieder, fallt nieder auf eure Knie und betet ein Vaterunser, drei Ave Marie!“. Dann wurde weitergeratscht, wieder stehengeblieben, der gleiche Vers gerufen... So wurde das ganze Dorf versorgt.

Zu den einzelnen Messen oder Andachten wurde dreimal geläutet und demzufolge nun dreimal geratscht, und zwar hieß das: „mir ratschten in die Kircha z’erst“, dann „mir ratschen, mir ratschen in die Kircha z’ zweit“ und weiters „mir ratschen in die Kircha zaum (zusammen)!“ Zwischen den drei Ratschendurchgängen sollte je eine Viertelstunde vergehen, was aber in der Praxis nicht möglich war, dazu waren die Entfernungen zu groß.

Es gab aber auch Schabernack, wengleich er natürlich verboten war. Am Karsamstag war in der Früh, etwa um 6 Uhr das erste Ratschen zum englischen Gruß oder Gebetsratschen, das sich aber oft auch so anhörte: „Mir ratschen, mir ratschen zur Pumpermetten. Weiber, stehts auf und bochts (backt) Osterflecken!“

Im Dorf gab es auch zwei jüdische Familien, die mit den Ratscherbuam natürlich nichts anfangen konnten und wollten. Da riefen die Buben oft, wenn sie mit ihren Ratschen vorbeikamen: „mir ratschen, mir ratschen dem Jud’ umasunst (umsonst)!“.

War das Ratschen am Karsamstag nach der Auferstehungsfeier vorbei, gingen die Buben von Haus zu Haus für ihre geleistete Arbeit sammeln, und es wurde ihnen sowohl Geld als auch (weiße) Eier gegeben. Die Eier wurden verkauft und das Geld unter den Ratschenbuam aufgeteilt.

Am Gründonnerstag war nur eine einmalige Sättigung erlaubt, am Karfreitag war vollkommener Fasttag, und auch am Karsamstag musste mit dem Essen so lange gewartet werden, bis der erste Stern am Himmel stand, also bis zum Abend.

Gegen Abend des Karsamstags gab es in der Kirche die Auferstehungsfeier. Die zur Weihe bestimmten Speisen, wie Osterhammel, Eier, Brot und Gugelhupf, wurden entweder in einem Handkorb oder nur in ein Kopftuch gepackt und dann meist von den Kindern zur Weihe getragen. Nahm der Priester in der Kirche die Weihe vor, hielten die Kinder ihre Speisen recht hoch, um eventuell auch einen Tropfen Weihwasser darauf zu bekommen, denn das wirkte wie eine doppelte Weihe.

Am Karsamstag nach der Auferstehungsfeier wurde das Abendessen aufgetragen, wobei bestimmte Bräuche einzuhalten waren. Es gab kalten Schinken (Hammelfleisch) mit Gugelhupf und anschließend gekochte gefärbte Eier. In erster Linie waren das die „Anlasseier“, die von den Hühnern

am Gründonnerstag gelegten Eier. - Anlass, es sollte damit des Beginns der Leiden Christi gedacht werden. Diese Eier wurden in der Mitte auseinandergeschnitten und die Hälften zwischen den Ehepaaren geteilt, auf dass sie beisammen bleiben und kein Todesfall eintreten möge. Zwischen jungen Paaren, dass sie sich nicht wieder verlieren mögen, zwischen Eltern und Kindern auf gute Zusammenarbeit im Jahr.

Die gefärbten Schalen wurden im Hausgarten, mit der Spitze nach oben auf die Beete gelegt, dass diese gute Früchte hervorbringen mögen.

Am Ostersonntag gingen die kleineren Kinder zu den Verwandten, um rote Eier zu erbitten; dazu wurde ein Kopftuch an den vier Enden verknotet und als Binkerl verwendet. Bei den Verwandten sprachen die Kinder: „I wünsch' frohe Ostern und bitt' um a rot's Oa.“ früher hieß der Spruch „Gelobt sei Jesus Christus, bitt' um a rot's Oa“. Darauf erhielten die Kinder das Osterei, ein Stück Gugelhupf sowie eine oder mehrere kleine Münzen.

Am nächsten Tag, also am Ostermontag, gingen die etwas größeren Buben in aller Früh „auspeitschen“. Schon längere Zeit vorher wurden Weidenruten geschnitten und ins Wasser gelegt, damit sie schön geschmeidig wurden, und dann zusammengeflochten. Dies konnte auf mehrere Arten geschehen. Die einfachste Art war, drei Ruten zu flechten, bei der doppelten Art waren es sechs Ruten; mit acht Ruten war es schon kompliziert, die wurden viereckig geflochten. Diese Flechtwerke wurden „Kowatsch“ genannt, ein Ausdruck, der wahrscheinlich aus dem Slawischen kommt. Mit diesem Kowatsch, der etwa einen halben Meter lang war, gingen die Buben zu bekannten oder verwandten Mädchen, um diese auszupeitschen, natürlich nur symbolisch. - Lagen die Mädchen noch im Bett, wurde nur auf die Tuchent geschlagen. Der Spruch dazu war: „Rot's Oa, weiß' Oa!“, die Buben bekamen das geforderte Osterei und gingen weiter zum nächsten bekannten Mädchen. Der Sinn des Auspeitschens ist leider verloren gegangen, es wurde nur noch als Brauch geübt.

Das „Eierpecken“ war ein beliebtes Spiel für größere Buben. Zum Eierpecken hielt der eine Bub das Osterei so in der Hand, dass es zwischen Daumen und Zeigefinger frei zu sehen war. Der andere hatte eine Münze, meist ein Zehngroschenstück, in der Hand und musste auf kürzeste Entfernung, etwa 20 bis 30 cm, die Münze so in das Ei werfen, dass sie stecken blieb. Gelang dies, so gehörte das Ei ihm, gelang es nicht, gehörte die Münze dem Eihalter. Es kam auch vor, dass der Werfer nicht das Ei, sondern den Daumen des Eihalters traf und dieser in weiterer Folge schön blau wurde.

Ein weiterer Osterbrauch war der „Emausgang“, der aber sehr wetterabhängig war. Er sollte an die Jünger Christi erinnern, die am Ostermontag in das Dorf Emaus gegangen waren und dabei den auferstandenen Christus getroffen, ihn aber nicht erkannt hatten. Im Dorf war es ein Spaziergang in

Feld und Wald oder auch in die Nachbargemeinde, um dort Verwandte zu besuchen. (Vergl. Goethes „Faust I“ - Osterspaziergang)

In der Karwoche gab es für die Frauen sehr viel Arbeit, musste doch der Osterputz gemacht werden. Dabei waren die Männer nicht gefragt, sie wirkten meist ja nur störend! Für sie gab es ohnedies bereits Arbeiten auf dem Feld, doch am Karfreitag durfte keine Arbeit in der Erde verrichtet werden. Oft wurden die noch in den Weingärten liegenden Reben nach Hause geführt.

1976  
Maskenball des  
SC-Poysdorf

mit  
Helga Englisch  
Edeltraud Habitzl  
Helga Rieder  
Irma Heuer  
Brigitta Stadler,  
Elfi Steffl



Poysdorf  
Faschings-  
dienstag  
2004  
mit  
M. Kletzl  
Harald Schreiber  
Hans-Peter  
Vodicka  
ub,  
ub,  
Karl Wilfing  
ub,  
K. Kletzl



Poysdorf 1985 Kolpingwiese mit Sandra  
u. Jürgen Habitzl u. Bettina Englisch



Poysdorf 1962 Gh. Maihart Fasching mit Ludmilla Schaden, Gertrude Schlemmer,  
Olga Kühnel, Linhart u. Geyer



Poysdorf: Faschingsbeginn 11.11.2001 mit Bgm. Karl Wilfing, Vbgm. Gertrude Riegelhofer, Stadtrat Egon Englisch, Gemeinderat Franz Kaweczka und viele mehr ...

**Mit freundlicher  
Unterstützung  
der**

**volkshilfe.**

**0676-8676**

**POYSDORF**

